

Dr. Dr. Nicolaus Heutger: **Loccum**, eine Geschichte des Klosters. Hildesheim — August Lax Verlagsbuchhandlung — 1971. 156 Seiten, 24 Bildtafeln.

1963 feierte Kloster Loccum sein 800jähriges Bestehen. Nicolaus Heutger, durch eine ganze Reihe von Arbeiten zur Geschichte niedersächsischer Konvente und westfälischer Stifter bekannt, hat acht Jahre nach dem Jubiläum mit seinem Buch: „Loccum, eine Geschichte des Klosters“, eine weitere „kirchenhistorische Arbeit“ vorgelegt. Wie ihr Verfasser einleitend bemerkt, soll sie „eine seit langem vielfach empfundene Lücke ausfüllen, wenn sie auch, wie schon der Titel zeigt, sich nicht als abschließende Geschichte des bedeutendsten Klosters Niedersachsens versteht“ (S. 1).

Die Fülle der überlieferten Fakten und Daten hat Heutger nicht chronologisch dargestellt, angelehnt etwa an die Regierungsjahre der Äbte, wie es Friedrich Schultzen 1913 in seiner anlässlich des 750jährigen Bestehens erschienenen Klostergeschichte getan hat. Er gliedert den Stoff geschickt in 26, meist vier Druckseiten nicht überschreitende Abschnitte.

Ein solch gedrängter Überblick ist durchaus vertretbar, zumal H. anschaulich aus ferner und in die Gegenwart hineinspielender Vergangenheit zu erzählen versteht und es ihm auch gelungen ist, „den lokalen Befund in den großen kirchengeschichtlichen Zusammenhang zu stellen“ und „seinen Text sowohl wissenschaftlich hieb- und stichfest als auch gut lesbar zu gestalten“ (S. 1).

„Manche neuen Forschungsergebnisse werden vorgelegt“. Das gilt in besonderer Weise für die Abschnitte, die durch ihre Ausführlichkeit schon äußerlich ins Auge fallen: Loccum im zisterziensischen Ordensorganismus (S. 33—39), Loccum im Herbst des Mittelalters (S. 51—60) und der langsame Übergang zum evangelischen Glauben (S. 60—67).

Loccumer Äbte haben regelmäßig die Generalkapitel besucht, dort Rechenschaft abgelegt, Aufträge entgegengenommen, wurden gelegentlich auch gerügt; man erlebte auch die Fürsorge des Ordens. Die Loccumer Äbte waren bei Neugründungen oder Verlegungen von Zisterzienserklöstern im niedersächsischen Raum vielfach beteiligt; 1243 in Isenhagen, 1246 in Brenkhausen bei Hörter oder 1253 in Scharnebeck bei Lüneburg. Auch hatten sie heute nicht mehr näher zu klärende Aufsichtspflichten und seelsorgerliche Aufgaben in Nonnenklöstern des Ordens des Weserraumes wahrzunehmen; genannt werden Mariensee bei Neustadt am Rübenberge, St. Jakob in Rinteln, Lilienthal bei Bremen, Lavern bei Espelkamp und Rulle bei Osnabrück. Umgekehrt hatte aber Loccum auch Ordenssäbte bei sich zu Gast, so die des Mutterklosters Volkerode in Thüringen und von Altenkamp, ja selbst den des Urklosters Cîteaux, der 1492 zur Abtswahl erschien.

Die Blüte monastischen Lebens in Loccum, von der der Zisterzienser Caesarius von Heisterbach zu berichten weiß (S. 16f), gelangte nach einem Absinken um die Mitte des 14. Jahrhunderts, das auch in den anderen Klöstern in Westfalen festzustellen ist (vgl. A. Schroer: Die Kirche in

Westfalen vor der Reformation Bd. II S. 151 ff), zu einem bemerkenswerten neuen Höhepunkt. „Das selbstformulierte Gebet des Mönches Engelbert Arnoldi, das dieser um 1478 täglich betete“ und uns von Leibniz überliefert ist, rückt diesen in die Nähe Martin Luthers, mit den Worten „... ich glaube, daß Du, mein Herr, o Jesu Christe, allein meine Gerechtigkeit und Versöhnung bist. Und ... so glaube ich auch, daß allein der Glaube an Christus, nicht die Werke des Gesetzes oder des Fleisches, noch des Ordens oder meiner Heiligkeit, genug ist zum Heil ...“ (S. 56).

„Die wirtschaftliche Seite ist“, wie der Verfasser selbst feststellt, „nur so weit behandelt worden, wie sie kirchenhistorisch wichtig erscheint“ (S. 1). Der Rezensent bedauert dies, nicht nur deshalb, weil Wirtschaftshistoriker, Sozialgeschichtsforscher und auch Genealogen gezwungen sind, auf die nun 60 Jahre zurückliegende Arbeit Schultzens zurückzugreifen, sondern weil er doch meint, daß Auf- und Niedergang des geistlichen und geistigen Lebens einer Klostersgemeinschaft in einem Wechselbezug zur wirtschaftlichen Entwicklung stehen.

Heutgers richtige Feststellung: „die höchste Blüte der klösterlichen Wirtschaft wurde im frühen 14. Jahrhundert erreicht, in welchem dem Kloster der Ertrag von mindestens 5000 Hektar zur Verfügung stand“, ist zu summarisch, auch wenn der rühmende Satz aus der Jüngeren Mindener Bischofschronik hinzugefügt wird, an Reichtum habe Loccum nicht seines gleichen zwischen Aller und Rhein gehabt. Da sind die Zahlen, wie sie Schultzen für 1350 zusammenstellt, doch eindrucksvoller: Grundbesitz, der sich auf etwa 170 Plätze verteilt und 57 Kurien, 34 Häuser, 34 Hausstellen, 17 Kothen und Buden, 10 Mühlen und 10 Grangien, 5 Höfe, 38 Hufen, 92 Zehnte, 4 Werder, das Patronatsrecht über 7 Kirchen, weitere Güter an 37 Plätzen, ferner Ackerland, Rodeland, Wiesen, Wälder, Bäche, Holz- und Weidgerechtsame, Salinenanteile usw. umfaßt (S. 221 ff).

Die Zahl der Klosterinsassen in Loccum scheint zwischen 100 und 200 und einigen mehr in der Vorreformationszeit geschwankt zu haben. In der besten Zeit seien 180 Konversen gezählt (S. 30). In Walkenried befanden sich um 1300 ebenfalls 180 Laienbrüder, dazu 80 Mönche (S. 131). Viel geringer ist unseres Erachtens die Zahl der Mönche in Loccum nicht gewesen; auch wenn das alte Chorgestühl nur für 32 Chormönche Platz bot (S. 23).

Daß die „Ausstattungsstücke über ihren kunsthistorischen Wert hinaus eine eminente kirchengeschichtliche Bedeutung haben“, erwähnt H. mit Recht: „Einzig Loccum bewahrt die ältesten von dem Generalkapitel zugelassenen Einrichtungs- und sakralen Kunstgegenstände“ (S. 15 f.). Daß sie aber zugleich die ältesten ihrer Art in Deutschland sind, hätte u. E. nicht verschwiegen werden sollen. Das gilt nicht nur für das Loccumer Chorgestühl, das Oskar Karpa, der Landeskonservator Niedersachsens, in seinem ausgezeichneten, 1963 erschienenen Bildband, „das älteste Beispiel in Deutschland“ nennt (S. 59). Es trifft auch zu für den Reliquienschein, von dem derselbe als dem „ältesten erhaltenen, als Altaraufsatz dienenden Reliquienschein in Schnitztechnik“ spricht, eines der schönsten uns erhalten gebliebenen Werke ornamentaler Schnitzkunst des 13. Jahr-

hundreds überhaupt. Ebenso hätte die Einmaligkeit des „gewaltigen, mehr als fünf Meter hohen und in den Querarmen drei Meter breiten Triumphkreuzes“ (Karpa S. 61) herausgestellt werden sollen.

Der 4. Abschnitt, „der Loccumer Kirchenbau in der Zisterzienserkunst“, ist zu knapp geraten. Wohl knüpft der Verfasser an die Arbeitsergebnisse von Hölscher (1913 und 1924), Hahns (1957) und Andrés (1959) an und er führt auch Karpas Buch im Literaturverzeichnis auf, aber ausgewertet hat er es im eigentlichen nicht. Ebenso bleiben die Forschungsergebnisse Hans Thümmlers, der sich zunächst in seinem Beitrag „Mittelalterliche Baukunst im Weserraum“ in dem großen Ausstellungskatalog „Kunst und Kultur im Weserraum“ (Münster 1966) und dann unter Verarbeitung der Ergebnisse der Corveyer Ausstellung erneut in dem mit Herbert Krefz zusammen herausgegebenen Bildband „Weserbaukunst im Mittelalter“ (Hameln 1970) geäußert hat, unberücksichtigt. Karpa wie Thümmler betonen, daß der Loccumer Kirchenbau sich an die Baugewohnheiten (*consuetudines*) des Ordens halte, daß er aber zugleich viele einheimische Züge aufweise, daß die Gewölbe nach zisterziensischer Gepflogenheit auf abgekragten Wandvorlagen ruhen (Weserbaukunst S. 30), daß aber auch ein Bezug zu den frühen westfälischen Hallenkirchen, speziell zu denen des Münsterlandes und der Grafschaft Mark besteht (ebd. S. 26). Das aus Südwestfrankreich entlehnte Domikalgewölbe erscheint „noch um einiges mächtiger ... in Loccum. Die Kuppeln sind höher und spitzer, die Gurtbögen breiter und schwerer, die Rippen mit Zierscheiben besetzt. Als Ganzes beansprucht das Gewölbe die Hälfte der Raumhöhe. Genau so verhält es sich bei den spätromanischen Bauten Westfalens“ (ebd. S. 27, Tafel 149).

Auch der Bilderanhang, der ohne Bezug auf den Text nach S. 121 vor dem dann folgenden Anhang eingefügt ist, vermag diese Lücke nicht zu mildern. Die Wiedergabe des Merian sowie eines Stahlstiches des frühen 19. Jahrhunderts und einer Luftbildaufnahme unserer Tage vermitteln mit dem Grundriß des Klosters nach U. Hölscher (1913) in 150jährigem Abstand den Eindruck des äußeren Bildes. 12 Bildtafeln des Lindauer Fotografen Toni Schneiders zeigen architektonische Schönheiten von Kirche, Kreuzgang, Kapitelsaal, Altären und Chorgestühl. Leider fehlen auch hier Reliquienschrein und Triumphkreuz.

Aus dem Archiv des Verlages stammen weitere Bilder, die mit der Erstveröffentlichung zweier Seiten aus einer Wigalois-Handschrift von 1372 aus der Zisterze Amelungsborn (heute in der Universitätsbibliothek Leiden) und einem Foto dieses dem Verfasser besonders am Herzen liegenden niedersächsischen Klosters Amelungsborn zu einem dreiteiligen Anhang von 32 Seiten überleiten (S. 121—152). Anhang I enthält in alphabetischer Folge einen Überblick über die anderen niedersächsischen Zisterzen. Hier ist in der Art des Hoogewegschen Verzeichnisses (1908) verfahren. Dem Rezensenten bleibt es allerdings unverständlich, warum nicht auch die westfälischen Zisterzen einbezogen wurden, da sich zumindest seit der Mitte des 13. Jahrhunderts das Kloster „als reichsunmittelbar“ verstand (S. 49) und insbesondere in der Zeit des Übergangs

zum evangelischen Glauben sich Kontakte zu Hardehausen und Bredelaeer ergaben (S. 62 f., 68) und die Beziehungen zum Kloster Segenthal in Vlotho fortbestanden, die politischen Landesgrenzen doch für eine Zisterzienser Abtei keine Rolle spielten.

Anhang II (S. 134—139) ist das Manuskript eines Vortrages des Verfassers in französischer Sprache, den dieser im Mai 1968 in der Faculté de Théologie protestante in Montpellier zum Thema „Klosterwesen und Reformation“ gehalten hat. Dieser Beitrag hat nach Auffassung des Rezensenten in einer Geschichte des Klosters Loccum ebensowenig Platz zu finden wie Anhang III: „Amelungsborn im deutschen Geistesleben“. Man wird den Eindruck nicht los, daß mit einer Neuauflage des Buches: Das Kloster Amelungsborn im Spiegel der zisterziensischen Ordensgeschichte (Hildesheim 1968) einstweilen nicht zu rechnen ist; denn dort gehört dieser Beitrag hin, ebenso wie die drei letztgenannten Bildtafeln. Wir meinen, daß der durch Fortlassung dieses Anhangs gewonnene Raum zur Darstellung der jüngeren Geschichte des Klosters hätte genutzt werden sollen, zumal dem Verfasser das Lebensbild von Abt Gerhard Wolter Molanus (S. 71—77) gut gelungen ist und der Leser eine interessante Zusammenfassung über Loccum als lutherische Studienstätte erhält (S. 91—98). Demgegenüber scheint Abschnitt 23 „Die neuere Geschichte des Klosters (S. 102—110), in welchem ein Bogen von der Aufklärung mit Abt Georg I. Ebel bis zur 800-Jahr-Feier 1963 geschlagen wird, zu summarisch abgehandelt zu sein.

Hier dürfte H., dem es mit seinem Loccum-Buch doch darum geht, einen breiten Leserkreis zu erreichen, eine Gelegenheit verpaßt haben, über die Arbeit zu berichten, die von der Evangelischen Akademie, dem Religionspädagogischen Institut und dem Pastorkolleg in Loccum über die hannoversche Landeskirche weit hinausstrahlt. 24 Zeilen für diese drei Institutionen sind wirklich zu wenig. Vielleicht berücksichtigt der Verfasser manche Wünsche des Rezensenten in einer hoffentlich bald notwendigen Neuauflage.

Unna.

Ernst Nolte

Die Schriften der Münsterischen Täufer und ihrer Gegner. I. Die Schriften Bernhard Rothmanns. Bearbeitet von Robert Stupperich. Veröffentlichungen der Historischen Kommission Westfalens XXXII. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W. 1970, XXIV, 456 S.

Die von Robert Stupperich vorgelegte Edition der Schriften Bernhard Rothmanns ist die Frucht zwanzigjähriger Forschungsarbeit. Sie erfaßt das gesamte, heute noch erreichbare Schriftwerk dieser theologischen „Zentralfigur“ des Münsterer „Gottesreichs“ und stellt damit unsere Kenntnis der religiösen Vorstellungswelt des melchioritischen Täuferturns auf ein neues und sicheres Fundament. In einer knappen, aber gehaltvollen Einleitung werden Rothmanns Lebensgang und die Grundlinien seiner theologischen Entwicklung nachgezeichnet. Trotz gewissenhafter Sucharbeit ist es auch Stupperich nicht gelungen, Licht in das Dunkel zu bringen, das von jeher über einzelnen Lebensabschnitten des rätselhaften